



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Harms, Paul: Unsre Bildung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Unsre Bildung



Ich gehe wohl nicht fehl, lieber Leser, wenn ich annehme, daß Sie sich mit einem gewissen Stolze zur Klasse der Gebildeten zählen. Auch liegt mir nichts ferner, als zu bezweifeln, daß Sie dies mit Recht thun. Aber haben Sie sich den Gegenstand Ihres Stolzes schon einmal näher angesehen? Können Sie mir sagen, was Bildung ist? Nein? Nun, das nächstliegende sieht man sich ja selten näher an, und bei den Wörtern auf -ung ist es durchweg schwer zu sagen, was sie bedeuten. Fragen wir also lieber, wer sind, oder nein, wer nennt sich die Gebildeten? Das thun sonder Zweifel alle die Leute, die vom Kuponabschneiden oder vom Ertrag ihrer Kopfarbeit leben. Im Gegensatz dazu nennen sie ungebildet die Leute, die sich den Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdienen. Sie sehen, diese Unterscheidung ist dürftig, denn das Kuponabschneiden ist unbestreitbar auch eine Handarbeit. Und dann — wie kann der Kopf ohne die Hand und die Hand ohne den Kopf arbeiten? Und doch macht man den Unterschied! Aber es ist ja nicht nötig, daß wir das Wesen der Bildung auf dem Wege reinen Denkens ergründen, versuchen wir es lieber mit der empirischen Methode: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Sehen wir uns einige Früchte moderner Bildung an, zwanglos, zusammenhanglos, wies gerade kommt.

Also bitte, treten Sie mit mir in ein Kupee dritter Klasse ein. Das ist ja der Ort, wo die überwiegende Menge der durchschnittlichen Bildung verfrachtet wird. Es sind nur noch zwei Plätze frei. Auf die lassen wir uns so behutsam wie möglich nieder. Trotzdem werfen uns unsre geehrten Mitreisenden Blicke zu, die unzweideutig fragen: Konnten Sie nicht eben so gut anderswo einsteigen? Sie erkundigen sich bei Ihrem Nachbar teilnehmend, wohin er zu reisen gedenke. Der brummt eine kurze Antwort, deren tiefem Sinn Ihnen welterfahrene Leute also kommentiren würden: Wie können Sie nur so unverschämt sein, sich um mich zu kümmern? Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe! Eine Dame hat die Hände über ihrer Reisetasche gefaltet, die sie zum Ärger ihres Gegenübers auf dem Schoß hält, obgleich die menschenfreundliche Bahnverwaltung Netze fürs Gepäck hat anbringen lassen; sie sieht dabei starr zum Fenster hinaus, obgleich dort nicht das geringste zu bemerken ist, das der Beachtung wert wäre. Ein dicker Herr verspeißt ein kaltes Rotelett aus einer weißen Papierdüte und macht bei jedem Biß die Ellenbogen so breit, daß sich seine Nachbarn ängstlich zur Seite drücken. Ihm gegenüber kramt ein anderer Herr in seinem Koffer, der einen höchst verwinkelten Geruch ausströmt, aus dem Sie vergebens klug zu werden suchen. Setzt ist der Dicke fertig und wischt sich den Mund, der andre klappt seinen

Koffer zu. „Reisen wohl in Parfümartikeln, was?“ beginnt der Dicke. — „Ja wohl, für Haus so und so, renommirteste Firma in dieser Branche,“ und schon überreicht der andre eine bunte Empfehlungskarte. „Aha, kenne ich. Habe gelegentlich damit zu thun gehabt. Ich mache in Kolonialwaren en gros für Schulze, Müller und Kompagnie.“ Und nun wird die Geschäftslage durchgesprochen, es werden Warenproben vorgezeigt, Gasthäuser kritisiert, Erlebnisse ausgetauscht, kurz was sich vorher gar nicht anspinnen wollte, eine Unterhaltung, zwischen diesen beiden ist sie flott im Gange. „Da kennen Sie auch Meyer in Dingsda? Fauler Kunde, was? Nein? nicht? Na ja, hat mit seiner zweiten Frau hübschen Posten ins Geschäft bekommen, das hat ihn rausgerissen.“ Und so schnurrt das weiter wie ein Uhrwerk, in dem die Feder wild geworden ist. Wer nicht selbst mit der Zungenfertigkeit eines Geschäftsreisenden gesegnet ist, kann natürlich nicht mitreden. Ja das Reisen geht schneller als zur Zeit unsrer Väter, obs aber auch vergnüglicher ist? Wenn mein Großvater zur Leipziger Messe reiste, bestieg er sein Kößlein, hinten ward der Mantelsack aufgeschnallt, in den Hälstern zu beiden Seiten steckten ein paar Pistolen, gar gefährlich anzusehn, aber jedenfalls schmerzhafter für den, der sie abzuschießen hatte, als für den, dem sie ans Leben wollten. Die Reise war übrigens kein Wagnis, denn man ritt in großer Gesellschaft, in der es höchst fidel zuging; man vertrieb sich nämlich die Zeit nicht etwa mit eintönigen Gesprächen über das Geschäft, sondern mit selbstgeschaffnen Schnurren und Späßen.

Doch hier ein ander Bild: eine mittelgroße Stadt, in der noch kein Überfluß ist an Theatern, Konzerten und Ringeltangeln. In dem besten Wirtshause, um den runden Tisch in der Ecke eine Gesellschaft von Stammgästen, junge Ärzte, Juristen, Beamte, Kaufleute, lauter unzweifelhaft Gebildete. Da sie unverheiratet sind, bringen sie den Abend wie üblich beim Biere zu. Eben tritt ein neuer an den Tisch und stellt einen Fremden vor. Stuhlrücken, Aufspringen, Namen nennen, die niemand versteht, steife Verbeugung der Genannten, dann setzen sich alle zugleich. Pause. Langsam belebt sich das Gespräch wieder, der Fremde aber fühlt sich einsam und unbehaglich. Denn wir sind bekanntlich nicht imstande, einen Menschen zu unterhalten, so lange wir nicht wissen

Woher er kam der Fahrt,
Noch wie sein Nam und Art.

Da hört der Fremde zufällig, daß sein nächster Nachbar Arzt ist. Er atmet auf und giebt sich ihm als Kollege zu erkennen, und nun dauert es keine fünf Minuten, so rücken die beiden ihre Stühle zusammen und erzählen sich einen „interessanten Fall“ nach dem andern. Dabei werfen sie derart mit lateinischen Brocken um sich, daß ihnen kein anderer von der Gesellschaft zu folgen vermag. Und sie thun Recht daran. Denn haben Sie jemals beobachtet, daß ein moderner Mensch mit Interesse auf etwas gehört hätte, das nicht „in sein Fach schlägt“? Heine sagt einmal, wenn zwei deutsche Schriftsteller zusammenkämen, unterhielten sie sich alsbald von ihren Verlegern. Wenn sie welche haben, thun sie das sicher, und wenn sie keine haben, thun sie es erst recht, ich kann Ihnen das aus Erfahrung bestätigen. Aber wir können den Satz ruhig allgemein aussprechen: wo heutzutage zwei Deutsche deselben Berufs zusammenkommen, da unterhalten sie sich alsbald von ihrem Berufe.

Selbstverständlich thun wir auch bei andern Gesprächen mit, wenn wir leidlich erzogen sind, doch nicht entfernt mit dem gleichen Interesse. Es müßte denn sein, daß wir uns stritten. Aber der Wortstreit ist noch keine anerkannte Form geselliger Unterhaltung, obgleich es Leute giebt, die ihn mit mehr Ausdauer pflegen als eine achtzigjährige Erbtante. Aber diese Leute betreiben den Wortstreit dann eben als ihr Geschäft, und es bleibt dabei: mit Begeisterung redet man heutzutage nur von seinem Geschäft.

Oder von seinem Vergnügen. Doch auch das wird ja als Geschäft betrieben, und es heißt gar nicht mehr Vergnügen, sondern Sport — Sie wollen darauf achten, das sp getrennt auszusprechen; Sport aber ist nichts andres, als das geschäftsmäßig betriebne Vergnügen. So betreiben es nämlich die praktischen Engländer, von denen uns das Wort zugekommen ist, und wir machen ihnen das nach, denn im Nachmachen lag von jeher unsre Stärke. Finden sich in einer Stadt erst zehn Männer, die es im Radfahren so weit gebracht haben, daß sie an keiner allzu auffälligen Stelle mehr herunterfallen, so wird die Sache „organisiert.“ Die eine Hälfte der Beteiligten wählt die andre in den Vorstand, es werden Uniformen gekauft, ein Lokal gemietet, die verschiedenen Bräute, Schwestern, Nussinen oder sonst verfügbare Weiblichkeit müssen eine Fahne sticken, und alljährlich feiert man ein Stiftungsfest, so genannt, weil es selten oder nie auf den Stichtag fällt, das ungeheures Geld und noch viel mehr Ärger kostet. Das Ganze nennt man einen Klub. Können Sie mir eine Stadt nennen im deutschen Vaterlande, die nicht ihren Klub hätte, mindestens einen aus der endlosen Reihe vom schneidigen Jockey-Herrenreiterklub bis zum idyllischen Rauchklub Qualmtute? Vermöchten Sie das, teurer Leser, ich würde Ihr Andenken segnen und ohne Zögern in diese Stadt ziehen, überstiege auch der Prozentfuß der Kommunalsteuer dort die kühnsten Träume einer Bürgermeisterphantasie. Denn ich könnte mich mit den Einwohnern dieser glücklichen Stadt doch in meiner Muttersprache unterhalten. Aber haben Sie es schon einmal dahin gebracht, sich mit einem richtigen Sportsman — Sie wollen das einfache n beachten — in längerer Unterhaltung zu verständigen? Ja? Glauben Sie, daß es „erheblich“ schwieriger sein würde, die dunkeln Ehrenmänner zu verstehen, die auf der einsamen Karawanenstraße von Bagamoyo nach Tabora ziehen? Ich nicht. Und haben Sie vor einem begeisterten Sportsman schon einmal Zweifel darüber laut werden lassen, daß sein Geschäftszweig — Sport wollte ich sagen, von der allergrößten Bedeutung sei für die Zukunft des deutschen Reiches, ja des ganzen Menschengeschlechts? Ich sage Ihnen, es ist mit weit weniger Gefahr verbunden, vor den Ohren eines eingeschwornten Wagnerianers die Musik Meyerbeers zu loben. Zwar, wenn Sie einen Meisterfahrer von mehreren Ländern auf ein lebendiges Roß setzen, so fällt er sicher herunter, und wenn Sie den schneidigsten Herrenreiter auf ein Stahlroß heben, so beeilt auch er sich, der Mutter Erde in den Schoß zu sinken, denn mehr als einen Zweig des Sports zu pflegen, dazu fehlt den meisten von uns die Zeit. Aber das hält uns gar nicht ab, dies eine harmonische Körperpflege zu nennen und in Festreden in gerader Linie herzuleiten von den Spielen der Hellenen im Haine Altis zu Olympia.

Was aber sind Radfahren und Wettrennen, Rudern, Schwimmen und Thontaubenschießen gegen den höhern Sport und seine Freuden, gegen die Politik! Sie fragen, was denn die Politik mit der Bildung zu thun habe?

Herr, Sie gehören wohl zum allerjüngsten Nachwuchs der Sozialdemokratie? Sie meinen, zur Politik gehöre nur Gottesfurcht und fromme Sitte? Verzeihen Sie, ich habe Ihnen Unrecht gethan, Sie sind eine der besten Stützen von Thron und Altar. Ich möchte mich zwar nicht so ganz zu Ihrer Meinung bekennen, jedenfalls muß ich Ihnen aber soweit Recht geben, daß zur Politik heute weit weniger Bildung gehört, als vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren. Die Sache ist durch die fortschreitende Klärung unsrer Parteiverhältnisse wesentlich erleichtert worden. Um Politik zu machen, haben Sie sich nur an der Wahl eines Volksvertreters zu beteiligen; der besorgt dann das weitere aus rein idealen Gesichtspunkten und zum besten der Gesamtheit. Diese Wahl nun ist durchaus keine Qual, sondern etwas sehr einfaches. Es stellen sich Ihnen da verschiedene Kandidaten vor, diese Herren fragen Sie, ob sie geneigt seien, den und den Handelsvertrag zu bewilligen oder nicht, die und die Zölle herabzusetzen oder nicht, und was derartige Lebensfragen des Volkes mehr sind. Ubrigens brauchen Sie nur in den seltensten Fällen selbst zu fragen, Sie können sich in der Regel die Antwort in Druckerchwärze auf Zeitungspapier ins Haus tragen lassen. Je nach der Art dieser Antwort weisen Sie die Kandidaten den beiden Klassen zu, in die Ihre Partei die deutschen Wähler für die Zwecke der Wahl eingeteilt hat. Je nach dem Parteistandpunkte also, den Sie einnehmen, teilen Sie die Kandidaten ein in Reichstreue und Reichsfeinde, oder in Christen und Atheisten, oder in Liberale und Reptile, oder in wahres Volk und Raubtiere u. s. w. Wem Sie nach dieser Einteilung Ihre Stimme zu geben haben, darüber werden Sie keinen Augenblick im Zweifel sein. Sie sehen, dieser Sport ist so einfach, wie man nur wünschen kann. Ob der Mann, den Sie wählen, ein Lump oder ein Ehrenmann, ein Dummkopf oder ein Genie, ein Tagedieb oder ein tüchtiger Arbeiter ist, darum brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Sie können sich darauf verlassen, daß er die Versprechungen, die er gegeben hat, um gewählt zu werden, zum Heile des gesamten Volkes halten wird, widrigenfalls ihn seine Partei an die Lust setzt. Ich bin geneigt, als bewegende Kraft unsrer Bildung einen Trieb zu radikaler Einseitigkeit anzunehmen. Habe ich Recht, so müssen wir die politischen Parteien notwendig für die feinste Blüte unsrer Bildung erklären. Und die feinste Blüte der deutschen Parteien, das wären dann die, die von den Erzvätern Marx und Lassalle abstammen. Nicht etwa die große Schar ihrer Anhänger, nein, die zählen ja nach der üblichen Einteilung nicht mit, sondern die vierundvierzig Unsterblichen, die in Berlin auf den kurulischen Stühlen sitzen. Diese Herren, die den Zukunftsstaat erfunden haben und ganz genau wissen, wie man alles Glend aus der Welt schafft, das sind die charakteristischen Vertreter moderner Bildung. Wie der Baccalaureus im zweiten Teil des Faust, warten sie nur darauf, daß wir andern sie ersuchen, uns freundlichst totzuschlagen, auf daß nicht länger zu verziehen brauche das tausendjährige Reich der Auserwählten, die statt eines begehrlichen Menschenherzens den kategorischen Imperativ des seligen Immanuel Kant in der Brust tragen. Das heißt, unter uns gesagt, ich glaube, die Herren thun nur so; denn Zukunftsstaaten lassen sich nirgends bequemer ausklügeln, als im warmen Nest eines nach außen wohlversicherten Staatswesens. Auf schwankem Grund ein starkes Reich zu errichten, dazu gehört eine Herrenkauf, wie sie der Mann in Friedrichsrub besaß.

Hübsch klar und übersichtlich wie die Parteiverhältnisse ist auch unsre

politische Presse. Es wird Ihnen nie schwer fallen, aus einer größern Anzahl das Blatt herauszufinden, das nichts sagt, was sie nicht gerne hören. An der Spitze des Blattes finden Sie den Leitartikel, von dem Sie nichts weiter zu lesen brauchen als die Überschrift; denn kennen Sie den Gegenstand, so wissen Sie in der Regel auch, welche Stellung Ihr Blatt dazu nimmt. Darin sind wir sogar den Franzosen weit voraus, die sich auf Parteipolitik doch auch verstehen. Denn lesen Sie etwa den Pariser Figaro, so müssen Sie gewärtig sein, an der Spitze des Blattes auch einmal die Bemerkung zu treffen: Morgen erscheint das und das Buch des berühmten Monsieur Tel et tel; wir sind durch die Güte der Verlagsbuchhandlung schon heute in der Lage, unsern Lesern die Vorrede mitzuteilen. Natürlich würden Sie sich verleiten lassen, diese Vorrede zu lesen. Oder Sie stießen gleich hinter dem Leitartikel auf die witzige Parodie eines Ministerrates. Natürlich würden Sie auch die lesen. Wollte aber eine unsrer deutschen Weberinnen am Webstuhl der Zeit die Dürre des politischen Teils durch eine noch so witzige Parodie beleben, die Abonnenten lesen ihr zu Dutzenden davon. Will der deutsche Leser Witze, so hat er dafür eben sein besondres Witzeblatt, und zwar für Witze ohne Politik die „Fliegenden“ mit ihren stehenden Figuren: Leutnant, Korpsstudent, Backfisch und Münchner Bierphilister; Witze, mit mehr oder weniger Politik gewürzt — oder umgekehrt, — ist im Kladderadatsch vertreten, freisinnigen Witze liefert der Ull, und für sozialdemokratischen Witze sorgt der Wahre Jakob, dessen Titel allein schon beinahe witzig ist. Noch bewunderungswürdiger übrigens als die reinliche Ordnung in unsrer deutscher Presse ist die schnelle Berichterstattung. Was an einem oder zwei Tagen auf dieser schönen Erde an Selbstmord, Mord, Raub, Brandstiftung oder Ehebruch geleistet wird, das findet man sein säuberlich zusammentelegraphirt auf dem halben Duzend Seiten, das unsre deutschen Weltblätter täglich liefern. So wendet die Presse auch den Ausgestoßnen der Gesellschaft ihre liebende Sorgfalt zu, damit es auch ihnen an gefälliger Anregung für ihren Beruf nicht fehle.

Ordentlich, wie in der Presse, sieht es auch in der übrigen Litteratur aus. Geistaufregende Überraschungen kommen nicht mehr vor, jeder hat seinen bestimmten Stoff, den er verarbeitet, und seinen bestimmten Ton, in dem er singt. Dahn schlachtet germanische Urgeschichte ein, Ebers stellt ägyptische Mumien aus, Wildenbruch hat ein Patent auf Hohenzollernheldenthaten, Sudermann zeigt uns, wie man das Problem des wahren Ehrbegriffs nicht löst — denn die Heimat könnte so gut die Ehre heißen, wie die Ehre die Heimat —, und die Jüngsten mühen sich mit rührendem Fleiß, zu des deutschen Volkes Erbauung die allergemeinste Erbärmlichkeit zu photographiren, deren ein in Berlin angenehm verbummeltes Gemüt fähig ist. Verläßt einer das Gebiet, auf das er durch Gewohnheit ein Anrecht hat, so erlebt er einen „Achtungserfolg,“ was noch schlimmer ist als früher ein Durchfall mit Überfracht. Das Publikum unsrer Litteratur hat sich gegen früher etwas verschoben. Lessing richtete seine Litteraturbriefe an die erdichtete Adresse eines preußischen Leutnants. Das wäre heute nicht mehr zeitgemäß; schon Rudolf von Gottschall schrieb sie an eine Dame. Wer aber ganz modern sein wollte, müßte seine litterarischen Episteln einer Schenkjungfer oder der ausübenden Muse eines Café chantant unsrer ruhmvollen Hauptstadt Berlin widmen. Übrigens trifft man bei diesen Halb- und Viertelsgöttinnen mitunter ein gesunderes Gefühl für wirklich gute Dichterwerke, als bei den Bildungsfrüchten,

die in den Treibhäusern unsrer „Pensionate für höhere Töchter“ gezogen werden.

Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, herrscht auch in der bildenden Kunst. Da malt der eine sein Leben lang schwarzhaarige Dalmatinerinnen, der andre rotnasige Mönche, ein dritter malt Wasser und ein vierter den Wüstenand, ein fünfter porträtirt berühmte Leute, ein sechster arme Leute, mit Vorliebe solche, die sich so lange nicht gewaschen haben, daß sie vor Schmutz schillern. Und die Künstler habens gut, denn läßt ein böser Mann ein Wort fallen von Armut der Phantasie oder dergleichen, so springen für jeden Künstler gleich ein Duzend Kritiker auf, die haarscharf beweisen, da sei soviel Technik zu bewundern, daß der Stoff sehr nebensächlich sei. Und das Publikum kauft die Bilder, von denen es nichts versteht, und dankt dem Himmel, daß kein Künstler mehr so rücksichtslos ist, ihm eine Welt in Bildern vorzumalen, vom stillen Mutterglück der heiligen Familie durch Bibel, Mythologie und Geschichte bis zur Konstantinschlacht, oder gar so anspruchsvoll, seine Bewunderung in Plastik, Architektur und Malerei zugleich herauszufordern, und womöglich noch in der Dichtkunst. Teilung der Arbeit heißt das Zauberwort, durch das wir die Altvordern überflügelt haben.

Teilung und, je nachdem, Zentralisation, diese vornehmlich im Vertrieb. Da sitzt in der großen Zentralheizanstalt zu Berlin Oskar Blumenthal mit den übrigen Weisen aus dem Morgenland und destillirt das lauwarne Wasser, das durch die Kanäle der Provinzialbühnen in alle Gauen fließt, um das künstlerische Bedürfnis der lieben Deutschen zu nähren. Ja, wir sind bescheiden geworden, und der Mann, der einmal thörichte Gedanken von einer „moralischen Anstalt“ niederschrieb, er würde staunen, mit wie wenig Kunst die Gebildeten des Volkes der Dichter und Denker heute zufrieden sind. Manchmal genügt es schon, daß sie nur von jenseits des Rheines stamme, denn

Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzosen leiden,
Doch ihre Spiele schaut er gern.

Im ganzen freilich kümmern wir uns nicht viel um die Kunst, uns interessieren weit mehr die Künstler. Wie diese *aita* und jener *ini* getrallert hat, das wollen wir wissen, das Stück gefällt uns schon, wenns nur den geistreichen Berlinern gefallen hat. Und wir lassen sie auch nicht mehr schnöde verhungern, die Künstler, wir zahlen einem Heldentenor allein soviel, daß man davon ein ganzes Provinztheater unterhalten könnte. Und dafür verlangen wir nicht einmal viel. Mit einem halben Duzend Rollen kommt eine bekannte Sängerin, ein großer Mime durchs ganze Land, und wenn er das Geschäft versteht, auch noch durch Rußland und Amerika. Genug, Sie sehen, daß in der Kunst der Trieb zur Einseitigkeit in zwei Formen auftritt: entweder der einzelne erhält einen kleinen Teil des ganzen Gebietes zu lebenslänglicher Bearbeitung, oder das ganze Gebiet wird von einigen wenigen bearbeitet, bis sie Geld und Ruhm genug zusammengescharrt haben.

Où est la femme? Ja, Sie haben Recht, es ist hohe Zeit, daß wir uns nach der gebildeten Frau umsehn. Denn wenn wir auch nicht das ganze Gebiet moderner Bildung durchstreifen können, diesen Teil dürfen wir doch nicht übergehen. Da müssen wir uns zunächst mit dem Außern unsrer gebildeten Frauen beschäftigen, nicht nur, weil die ungebildeten sie darin nachäffen, sondern weil auf der äußern Erscheinung der Frau ein nicht geringer

Teil ihres Einflusses beruht. Hätte Aspasia nicht viel Zeit darauf verwandt, das Gewand in geschmackvollen Falten um die schönen Glieder zu legen, schwerlich hätte der größte Hellenen lange zu ihren Füßen gesessen. Hätte Kleopatra nicht viel darüber gesonnen, ihre Reize stets in neuer Form erscheinen zu lassen, so hätte der große Römer Marc Anton kaum ihr zuliebe Feldherrnrühm und Verstand verloren. Und hätten außer den Mäusen nicht auch die Grazien die Stirn jener Iphigenie Charlotte von Stein umspielt, sicherlich wäre der größte deutsche Dichter nicht zehn Jahre lang ihr getreuer Cavalier gewesen; von dem Einflusse des Fräuleins von Klettenberg wenigstens machte er sich schneller frei. Die äußere Erscheinung unsrer Frauen nun wird durch die Mode bestimmt. In ihr ist, ausgeprägter als in andern Früchten der Bildung, der radikale Trieb nach Einseitigkeit wirksam. Welcher Schneider auch immer ein Kleidungsstück fertigt, ob es für eine schlanke oder eine volle Gestalt, für eine Blonde oder eine Braune bestimmt ist, die Mode bestimmt Form und Farbe. Nun werden Sie mir nicht zumuten, daß ich die tiefen Gesetze ergründe, nach denen diese gewaltigste aller Kulturmächte ihre Herrschaft übt; das vermag nur ein weiblicher Kopf. Aber ich werde mich bemühen, Ihnen durch Vergleichung klar zu machen, wie unendlich hoch die Mode unsre gebildeten Frauen über das weibliche Geschlecht ungebildeter Völker erhebt. Sehn Sie, da haben die Frauen der Chinesen die häßliche Gewohnheit, ihre Zehen unter die Fußsohle zu klappen und da so lange festzubinden, bis sie nicht mehr imstande sind, aufrecht zu gehen. Wie nun, wenn unsre Frauen diese Sitte auch angenommen hätten, wozu wir ihnen das Recht doch eben so wenig nehmen könnten als den Chinesinnen, wie wenn wir unsre Frauen nicht mehr nur bildlich, sondern in Wirklichkeit auf den Händen tragen müßten! Da verdient es doch alle Anerkennung, daß sich unsre Frauen damit begnügen, ihre Füße in zu enge Stiefel zu pressen, deren Absatz unter der Sohle steht statt unter der Ferse. Freilich berauben sie sich dadurch der Möglichkeit, frank und frei auszusprechen, sodaß sie eine ziemlich klägliche Figur machen neben der kräftigen Bauerndirne, die frühmorgens die Milch in die Stadt bringt; aber in den meisten Fällen können sie sich doch ohne fremde Hilfe fortbewegen. Also seien wir gerecht. Dann lebt da irgendwo auf einer Insel in der Südsee ein Völkerstamm, dessen Frauen ein Vergnügen darin finden, die Unterlippe durch darunter befestigte Holzstücke nach und nach so lange zu vergrößern, bis sie einem Entenschnabel gleicht. Keine Möglichkeit für den armen Südseeinsulaner, sein ihm ehelich verbundnes Gemahl zu küssen! Und doch muß es ein in der weiblichen Natur tief begründeter Hang sein, einzelne Glieder über das natürliche Maß zu vergrößern. Und wieder erkennen wir die segensreiche Wirkung moderner Bildung darin, daß unsre Frauen ihre Natur soweit überwinden, diesem Hang nur in der Form ihres Gewandes nachzugeben. Sie werden sich erinnern, daß man die Vergrößerung vor einigen Jahren auf der Rückseite anzubringen pflegte. Jetzt ist man dazu übergegangen, die Ärmel nach oben aufzubaufen, als säße auf beiden Schultern ein mächtiger Höcker. Infolge dieser Verbesserung der Werke unsers Herrgotts sieht es aus, als habe der Frauenarm die Form eines westfälischen Schinkens, was für unsre Dichter, die einer Ästhetik auf realer Grundlage huldigen, gewiß recht erfreulich ist. Wie ich gelesen habe, fröhnen einige unsrer Bruderstämme dem Hang nach künstlicher Vergrößerung so weit, daß sie ihre Weiber zu unförmlichen Fleischklumpen aufmästen, die sich gar nicht

mehr bewegen können. Sa, da ist nichts zu lachen, es könnte bei uns ganz leicht auch so weit kommen, wären unsre Frauen nicht so süßsamer Kinder der Mode. Sehen Sie sich doch einmal um: wie mancher Herr scheut sich durchaus nicht, seinem Leib eine Ausdehnung zu geben, daß er die Hände kaum mehr über dem Magen falten kann. Und was thun unsre Frauen? Diese bescheidenen Wesen verstehen es, weniger Raum einzunehmen, als ihnen von Rechts und Natur wegen zukommt; sie bringen eine Taille von fünfundfünfzig bis sechzig Centimetern Umfang in einem Raum unter, den man bequem mit zwei Händen umspannen kann. Und das thun unsre gebildeten Frauen nicht allein auf Kosten ihrer Gesundheit und der ihrer Kinder und solcher, die es werden wollen, das will nicht viel heißen, nein, sie thun es auf Kosten ihrer Schönheit; denn sieht nicht eine Frau in ihrem raumer sparenden Panzer steif und unbeholfen aus wie ein aus Holz geschnitztes Marienbild? Also ich sage nochmals, seien wir gerecht; dies alles ist bisher noch nicht genug gewürdigt worden.

Bescheiden wie unsre Frauen in ihren Raumansprüchen sind, sind sie auch in ihren geistigen Bedürfnissen. Ein wenig Klatsch, ein wenig Zeitungsroman und der neuste Band von Engelhorn's Romanbibliothek, mehr verlangen sie nicht. Im übrigen dreht sich ihr Seelenleben um den einzigen Gedanken: werde ich einen Mann bekommen? Wird einem jungen Mädchen in Gesellschaft ein junger Mann vorgestellt, so betrachtet es ihn daraufhin, ob er geheiratet werden kann, das heißt, ob er einen zweifarbigen Rock trägt oder einen Titel hat. Und der junge Mann seinerseits betrachtet das Mädchen daraufhin, ob — aber bitte, wenn Sie das wissen wollen, so hören Sie einmal den Gesprächen der jungen Herren zu, wenn sie nach einer Abendgesellschaft noch ihren Schoppen trinken. Aufschreiben darf man das nicht, die jungen Mädchen würden sonst zu eitel ob dem unbegrenzten Maß von Hochachtung, das unsre jungen Herren dem Geschlecht entgegenbringen, dem ihre Mütter und Schwestern angehören. Die Damen vergelten übrigens diese Hochachtung durch eine Ehrlichkeit, die sie wiederum hoch über die Frauen ungebildeter Völker stellt. Da besteht im Orient die abscheuliche Sitte, dem Bräutigam die Braut verschleiert zuzuführen. Was muß das für ein nichtswürdiges Gefühl sein, wenn man zu Hause seine Schleier auspackt und findet statt der hübschen Rahel die häßliche Lea drin! Da sind unsre Frauen doch aufrichtiger. Während sie für gewöhnlich allerdings verschlossen gehn wie eine Madonna von Overbeck, mit hohem Militärkragen und engen Ärmeln bis ans Handgelenk, überwinden sie ihre sittliche Scheu, wenn sie die großen Heiratsmärkte besuchen, mit rühmlicher Kürze Bälle genannt; da zeigen sie nicht nur das Gesicht unbedeckt, sondern noch beträchtlich mehr, sodaß sich eine nicht gar zu träge Phantasie das übrige mit Leichtigkeit ergänzen kann. Damit niemand in der beschaulichen Betrachtung der ausgestellten Reize gestört werde, ist es üblich, dabei so wenig wie möglich zu reden. Und darin sind wir der Bildung vergangner Tage wieder um ein gutes Stück voraus. Was muß das für eine schwerfällige Geselligkeit gewesen sein, wo ein kleines Kokofräulein einem jungen Doctor juris ein paar schnippische Bemerkungen hinwirft, und der junge Mann setzt sich hin und schreibt ein Trauerspiel wie den Clavigo! Da haben wirs doch besser, wir sagen gar nichts in Gesellschaft, denn wir haben uns nichts zu sagen, und — tanzen. Und wie tanzen wir! Ich sage Ihnen, hätte die Tochter der Herodias vor ihrem Stieppapa einen

Walzer getanzt, Musik von Johann Strauß, der arme Tänzer hätte niemals ihr zum Lohne sein Haupt lassen müssen.

Neuerdings scheint in unsrer hochentwickelten Sittlichkeit ein Rückschritt eingetreten zu sein. Bei Gelegenheit einiger Berliner Prozesse stellte sich nämlich die überraschende Thatsache heraus, daß Zuhälter und Dirnen doch noch auf einer recht tiefen Stufe sittlicher Bildung stehen. Mit Recht schloß die Regierung von dieser maßgebenden Klasse auf das ganze Volk, und da sie gerade Zeit hatte, machte sie ein Gesetz, das unsrer wackligen Moral eine vortreffliche Stütze sein wird. Schade nur, daß dieses Gesetz, wie so manches andre, zu Anfang auch unschuldige Opfer fordern wird. Da schwebt mir immer schon der tragische Fall des Grafen Hochberg vor. — Des Grafen Hochberg? — Ja, Sie wissen doch, daß es die erste Amtshandlung des Generalkommandanten der königlichen Schauspiele zu Berlin war, einen Korpsbefehl zu erlassen, demzufolge die Besucher von Parquet und erstem Rang Montags in großer Gesellschaftstoilette zu erscheinen haben. Sie wissen ferner, daß die geplante lex Heinze nicht nur die Ausstellung unsittlicher Gegenstände verbietet, sondern auch die Ausstellung an sich nicht unsittlicher Gegenstände, die jedoch in ihrer Gesamtheit geeignet sind, dem sittlichen Gefühl Anlaß zum Argerniß zu geben. So ungefähr lautet wohl die Stelle. Wie nun, wenn ein biedrer Berliner Schutzmann in seinem sittlichen Gefühl Argerniß nimmt an den vielen bloßen Busen und Armen, und den Grafen Hochberg anzeigt wegen Ausstellung an sich nicht unsittlicher Gegenstände, die jedoch in ihrer Gesamtheit geeignet sind, u. s. w.? Doch ich „vertraue,“ daß unsre talentvollen Gesetzesfabrikanten einen Ausweg finden werden, denn es sollte mir wirklich leid thun, wenn die lex Heinze, diese höchste Blüte unsrer sittlichen Bildung, in irgend einem Aktenschrant verrothnete.

Wie gefällt Ihnen eigentlich unsre Bildung in dieser Beleuchtung, lieber Leser? Ein bißchen einseitig, ein bißchen oberflächlich, ein bißchen zerfahren, nicht wahr? Ja, aber dafür doch auch recht übersichtlich, recht klar geordnet, so recht handlich zum praktischen Gebrauch. Und damit Sie den hohen Wert dieser staatlich geschützten Einrichtung ganz würdigen lernen, müssen wir zum Schluß noch einen Blick werfen auf die Werkstätten, in denen der größte Teil unsrer Bildung fabrizirt wird, und zwar ebenfalls unter staatlichem Schutz und nach staatlicher Anleitung. Diese Anleitung fand der Staat, indem er es machte wie wir, Sie und ich; nämlich er beobachtete empirisch den Lauf der Dinge. Da sah er denn, daß sich neben dem alten Gegensatz adlich und bürgerlich allmählich ein anderer zur Herrschaft emporarbeitete: gebildet und ungebildet. Damit sich dieser Gegensatz ungestört weiter vertiefen konnte, um womöglich zu einem Kampf um die Herrschaft zu führen, mußte verhindert werden, daß der Unterschied zwischen Volksschule und Gelehrtenschule schwinde. Die natürliche Entwicklung wäre nämlich die gewesen, daß sich die Volksschule allmählich zu einer Bildungsstätte für das ganze Volk ausgewachsen und eine besondere Gelehrtenschule neben der Hochschule überflüssig gemacht hätte. Statt dessen erweiterte man die alte Gelehrtenschule zur eigentlichen Bildungsschule und drückte die Volksschule so lange, bis sie zu einer notdürftigen Bildungsstätte für die Ungebildeten, die Handarbeiter, geworden war. Nachdem man so alles beseitigt hatte, was den schneidenden Gegensatz zwischen Kopfarbeit und Handarbeit hätte mildern können, konnte man seine weitere Entwicklung andern Mächten überlassen. Die Entfremdung der beiden Teile unsers Volks wurde

denn auch glücklich so groß, daß sich der eine Teil, die Handarbeiter, zu einer politischen Partei zusammenschloß, die anfangs die Anhänglichkeit an eine Heimat für Unsiem erklärte und für internationale Völkerverbrüderung schwärmte, zur Zeit aber spärlicher Luftschlösser baut und sich vielleicht auch noch einmal mit einem nationalen deutschen Reich einverstanden erklärt, „wenn und wofern ihr ihre fernerste gute Verköstigung zugesagt wird.“ Der Staat begnügte sich aber in seiner zärtlichen Sorgfalt für das geistige Wohl des Volkes nicht mit der Förderung dieses einen Gegenstandes. Er hatte weiter bemerkt, daß zwischen den Geschlechtern heutzutage kein unbefangener Verkehr mehr waltet, und auch dem trug er nach Möglichkeit Rechnung; er ließ Knaben und Mädchen gesondert erziehen, um so zu verhüten, daß von der harmlosen Geselligkeit der Kinderjahre etwas in die Jahre der Entwicklung und der Reife mit hinübergenommen werde. Aber der Staat setzte seine scharfen Beobachtungen noch weiter fort. Es entging ihm nicht, daß sich jeder Erwachsene so rasch als möglich in seine Berufsinteressen einspinnt, wie der Seidenwurm in seinen Kokon. Dieser Neigung gründlich vorzuarbeiten, zerlegte der menschenfreundliche Staat auch die höhere Schule nochmals in mehrere Zweige, sodaß der junge Mann schon auf der Schule seine ganz besondere, für einen bestimmten Beruf berechnete, im übrigen natürlich völlig „harmonische“ Bildung erhält. Aber der Staat ist nicht nur menschenfreundlich, er ist auch in hohem Grade ordnungsliebend. Johannes Schulze, glaube ich, hieß der erleuchtete Kopf, der zuerst die harmonische Ausbildung aller Verstandeskkräfte in ein System brachte, und daß er preußischer Geheirat war, werden Sie keinen Augenblick bezweifeln. Und das muß der Neid unsern Schulverwaltungen lassen: ordentlich sieht es aus im Kopf eines harmonisch gebildeten jungen Mannes von heute, ordentlich wie in einer Apotheke. Auf gleichmäßigen Repositorien stehen die Kenntnisse da in schnurgeraden Reihen, in weißen Büchsen mit schwarzer Aufschrift: Religion, Deutsch, Latein, Griechisch, Geschichte u. s. w. Verlangen Sie eine Auskunft von dem harmonisch gebildeten jungen Manne, so läuft er eifertig zu seinen Büchsen, und findet er eine mit der richtigen Aufschrift, so sieht er nach, ob noch etwas drin ist, und ist noch etwas drin, verlassen Sie sich darauf, er wird Sie ehrlich bedienen. Aber nicht immer ist etwas drin, und das wird mitunter verhängnisvoll für den harmonisch gebildeten. Da ereignet sich dann nicht selten folgender Fall. Der junge Mann verliebt sich in ein noch jüngeres Mädchen, und die beiden richten sich nun ein eigenartiges Heimwesen zwischen Sündenschlamm und Sternenschimmer ein, in dem schwärmerische Romantik und cynischer Realismus à la Rougon-Macquart in wunderlicher Eintracht neben einander hausen. Da stört „der betreffende Vater,“ wie Wilhelm Busch sagen würde, das hyperphysische Idyll durch einen derb sinnlichen Eingriff in die niedere Gefühlswelt des jungen Mannes. Dieser eilt an sein Repositorium und irrt ängstlich die Reihen der Büchsen auf und ab. Da: eine mit der Aufschrift Religion! Er erinnert sich, aus ihr früher die Mittel gegen moralische Bedrängnisse genommen zu haben. Aber, o weh! Beim letztenmal hat er den Deckel offen gelassen, und das Mittel war leider sehr flüchtiger Natur, Bibelsprüche, Gesangbuchverse, lauter Worte, und nun ist nichts mehr drin! Da heißt es, sich selbst helfen, und recht beliebt ist bei unsrer Jugend neuerdings folgender Weg. Man kauft sich ein Revolver, schießt dem geliebten Mädchen einige Löcher in den Kopf und, wenn man

durch das Mitleid mit dem armen Wesen nicht zum Handeln unfähig gemacht wird, sich auch. Kürzlich wurde mir das Testament eines solchen Rhome mitgeteilt, der sich und seine Julia mit Chantali in ein besseres Jenseis befördert hatte. Er vermachte darin sein Barvermögen von zehn Mark seinen beiden besten Freunden mit der liebenswürdigen Bestimmung, sie sollten sich dafür regelrecht bekneipen. Diese Pflanze war auch auf staatlichem Mistbeet gewachsen, und ist sie auch selten, so ist die Sitte des Totschießens und Vergiftens unter der Schuljugend doch nachgerade eine Krankheit geworden, die Beachtung verdient. Freilich, es wird nicht leicht sein, sie und die andern Übel unsers Schulwesens auszurotten, das sehen Sie schon aus der großen Zahl von Mitteln, die man dagegen vorgeschlagen hat, teils Spezial-, teils Universalmittel, mit denen die kranke Zeit überhaupt geheilt werden soll. Da hatte der verfloffene preußische Kultusminister die konfessionelle Volksschule, der praktische Reichskanzler empfiehlt den preußischen Unteroffizier, Herr Stöcker das positive Christentum, Herr von Egidy das einige Christentum, Herr Veibel den sozialen Zukunftsstaat ohne Klassenhaß und Rassenhaß, und Herr von Kardorff wie immer die Doppelwährung. Wie, mein Lieber? Sie haben auch einen Vorschlag? Nun, da bin ich begierig. Er sei sehr einfach, sagen Sie? Ah, gewiß, das ist immer sehr einfach. Aber bitte, lassen Sie hören. — „Was vom Übel ist, das sind die vielen deutschen Schulen; was uns not thut, ist die deutsche Schule. Führt das moderne Leben die einzelnen Berufsclassen aus einander, so ist daran nichts zu ändern; widersinnig ist es nur, daß sich die staatliche Erziehung die Aufgabe stellt, den Zerfall des deutschen Volks in schroff getrennte Interessenkreise zu fördern, während doch gerade die gemeinsame Erziehung in der deutschen Schule das Band bilden sollte, das diese widerstreitenden Interessen auf dasselbe Ziel vereinigt hält: die Macht und Größe des Vaterlandes. Unsre Erziehung muß daher umkehren. Die höhern Schulen müssen den Plunder abstreifen, der ihnen von der alten Gelehrtenschule noch anhaftet, und sie müssen sich zusammenschließen zu einer Bildungsstätte, in der unsre Jugend (Knaben und Mädchen, solange es geht, gemeinsam) erzogen wird zu tüchtigen, an Leib und Seele gesunden Bürgern. Und die Volksschulen müssen nach und nach gehoben werden, bis sie in dieser Bildungsstätte aufgehen können.“ — Recht schön, aber wer soll denn die Reparaturkosten für unser verpfushtes Schulwesen bezahlen? — „Bezahlen? Es ist wahr, es fehlt wohl das Geld, um diese Umwandlung von heute auf morgen durchzuführen, und das ist ganz gut, denn sie wird dann nicht überstürzt. Aber sollte uns das Geld auf die Dauer fehlen, dann haben die Recht, die behaupten, unser Staat treibe dem Bankrott zu, nicht dem finanziellen, sondern dem zehnmal schlimmern Geistesbankrott.“ — Sie erlauben, mein Lieber, Ihnen ist da eben etwas menschliches begegnet, Sie haben sich in den Eifer geredet. Aber Scherz beiseite, Geld ist doch noch lange nicht das schlimmste, was uns fehlt. Uns fehlt der gute Wille und die bessere Einsicht. Wo sollte unsern Anwärtern auf den roten Adlerorden vierter Klasse auch die Einsicht herkommen, daß sie nicht in dem besteingerichteten aller Staaten leben? Solange wir uns der Einsicht hartnäckig verschließen, ein moderner Staat müsse notwendig einen ansehnlichen Teil seines Besitzes in geistigem Kapital anlegen, so lange brauchen wir uns auch noch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wo wir diesen Teil hernehmen sollen. Also den stolzen Bau der deutschen Schule, den schlagen Sie

sich nur aus dem Sinn; den erleben Sie nicht, und den erlebe ich nicht. — „Nun, können wir auch nicht gleich mit dem Bau beginnen, so können wir ihm doch Raum schaffen, indem wir die Trümmer alter Vorurteile nach und nach niederlegen. Und wir können sogar schon Steine und Holz zusammentragen, damit der Bau unverzüglich begonnen werden kann, wenn die Zeit reif ist.“ — Da haben Sie Recht, das können wir thun und das wollen wir denn auch nach Kräften thun.

Coblenz

Paul Harms



Litteratur

Aus dem Bibliographischen Institut in Leipzig ist uns eine Reihe von neuen Auflagen zugegangen, die sämtlich ehrenvolle Zeugnisse für die unermüdlige, immer bessernde Thätigkeit dieses Verlagshauses sind. Wir nennen zunächst für die unter unsern Lesern, die etwa ihre Ferienreise noch vor sich haben, die neuen Ausgaben der sehr handlichen, übersichtlich und zweckmäßig eingerichteten Reisebücher für die drei nordischen Reiche Norwegen, Schweden und Dänemark (sechste Auflage; dazu sind auch ein schwedischer und ein dänisch-norwegischer Taschensprachführer erschienen), für die Rheinlande (siebente Auflage) und für die deutschen Alpen (Erster Teil, enthaltend das westliche Drittel der Ostalpen, vom Bodensee bis zum Brenner, vierte Auflage). Die wiederholten Auflagen sind eine Gewähr für die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit der Handbücher. Die Kartenbeigaben sind klar und deutlich, besonders hübsch die Höhenschichtenkarten der deutschen Alpen, nur die Übersichtskarte für diese könnte vielleicht einmal durch eine klarere ersetzt werden. Der den Bänden angehängte wunderliche „Anzeiger,“ der dem Prinzip „Leicht Gepäck“ etwas widerspricht, dürfte wohl fremder Redaktion entstammen, nach der grammatischen Fassung des Titels: „Anzeiger zu Meyers Reisebücher.“

Sodann sind zu nennen die fertig vorliegende fünfte Auflage von Meyers kleinem Konversationslexikon und der erste Band der fünften Auflage des großen Konversationslexikons. Es giebt noch Leute, die mit einer gewissen Verachtung auf Konversationslexika herabzublicken zu dürfen glauben, weil sie nur Eselsbrücken für die Oberflächlichkeit darin sehen. Nun kann ein solches Lexikon freilich nicht eine Bibliothek von Fachschriften aller Wissenschaften ersetzen, aber der moderne Mensch wäre doch übel dran, wenn er entweder den Inhalt aller dieser Fachschriften in seinem Gehirn aufspeichern oder auf die großen öffentlichen Bibliotheken angewiesen sein sollte, wenn er sich rasch über einen ihm fernliegenden oder fremden Stoff unterrichten will, denn selbst kann sich der einzelne doch keine solche Bibliothek halten. Bei den unzähligen Dingen, mit denen uns unser Leben in Berührung bringt, deren genaue Kenntnis der einzelne sich unmöglich verschaffen kann, über die er sich aber doch gelegentlich gern unterrichten möchte oder unterrichten muß — der gelehrte Professor der Theologie oder Jurisprudenz oder Litteratur